

„Die Menschen hatten eben alle keine Ahnung von dem, was kam“
Erich Maria Remarque

Begleitmaterial zu

Erich Maria Remarque

IM WESTEN NICHTS NEUES



mit Texten

aus: Sabine Würich (Fotos), Ulrike Scheffer (Texte): **Operation Heimkehr**. Bundeswehrsoldaten über ihr Leben nach dem Auslandseinsatz. Ch. Links Verlag, Berlin 2014

Regie: Eva Lange

Bühne und Kostüme: Gabriela Neubauer

Regieassistenz: Romy Lehmann

Regiehospitantz: Marie Palm

Soufflage: Petra Hillers

Inspizienz: Udo Heinrichs

mit: Aida-Ira El-Eslambouly, Mechthild Grabner, Sarah Horak, Ben Knop, Robert Lang, Christoph Sommer, Vasilios Zavrakis

Premiere: Samstag 05/09/ 2015 /Stadttheater Wilhelmshaven



Inhalt

| | |
|--|------|
| 1. Der Autor von IM WESTEN NICHTS NEUES | S.3 |
| 2. Die Rezeption | S.4 |
| 3. Operation Heimkehr | S.7 |
| 4. PTBS – Geschichte einer Diagnose | S.8 |
| Der Kampf nach dem Kampf | S.10 |
| Im Kunduz als Rettungstrupführer | S.14 |
| 5. Spielszenen | S.15 |
| 6. Das Stück | S.21 |
| 7. Vor- und Nachbereitung des Theaterbesuchs | S.22 |
| Buchungshinweise und Kontakt | S.25 |

1. SECHS WOCHEN IN DER HÖLLE

Erich Maria Remarque war 1917 nur wenige Wochen an der Front, genug, um das berühmteste Buch gegen den Krieg zu schreiben.

Während des Ersten Weltkriegs veröffentlichte die deutsche Armee fast täglich eine sogenannte Verlustliste. Darin waren jene Männer aufgeführt, die nicht mehr an der Front kämpfen konnten – weil sie gefallen oder verwundet waren, vermisst wurden oder in Gefangenschaft geraten waren. Mehr als 30.000 Zeitungsseiten füllten diese Verlustlisten im Lauf des Krieges, eng bedruckt mit Millionen Namen.

Auf der Liste vom 23. August 1917 findet sich dieser Eintrag: „Remark, Erich – 22.6.98 Osnabrück – schwer verwundet.“

Gemeint ist Erich Paul Remark, geboren am 22. Juni 1898 in Osnabrück und Musketier in einer preußischen Infanteriedivision. Für ihn ist – Glück im Unglück – der Krieg vorbei.

Bis Kriegsende liegt er in einem Duisburger Armee-Krankenhaus. Nach der Entlassung aus der Armee kehrt Remarque nach Osnabrück zurück. Die Mutter ist 1917 gestorben, der Vater hat ein zweites Mal geheiratet. 1919 legt Remarque die Lehramtsprüfung ab und tritt seine erste Stelle an, lässt sich jedoch bereits Ende 1920 beurlauben und wird diese Zeit in seinem Roman „Der Weg zurück“ (1931) aufarbeiten. Er schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch, arbeitet schließlich als Theater- und Konzertkritiker bei der Osnabrücker Tages-Zeitung.

Ab 1922 nennt er sich Erich Maria Remarque, stolziert mit einer falschen Leutnantsuniform durch die Straßen von Osnabrück und kauft sich einen falschen Adelstitel. Der Misserfolg seines ersten Romans „Die Traumbude“ stürzt ihn in eine tiefe Lebens- und Schaffenskrise. Er wird Verkäufer für Grabsteine. Der Ausbruch aus diesem Leben gelingt ihm als Journalist. In Berlin findet er eine Anstellung bei „Sport im Bild - Das Blatt für die gute Gesellschaft“ und veröffentlicht Gebrauchstexte wie die Broschüre „Über das Mixen kostbarer Schnäpse“ (1924); darüber hinaus ist er als Werbetexter für den Reifenhersteller Continental tätig. Neben der Arbeit an zahlreichen journalistischen Artikeln greift er seine alte Romanidee wieder auf und schreibt nachts das Buch, das ihn seit zehn Jahren verfolgt: IM WESTEN NICHTS NEUES. Der Ullstein Verlag ringt sich durch, das Werk als Fortsetzungsroman in einer Tageszeitung herauszubringen. Die Reaktionen der Zeitungsleser sind so überwältigend, dass Ullstein eine bis dahin beispiellose Werbekampagne für das Buch in Gang setzt. Der Roman wird zum „sensationellsten Bucherfolg seit Menschengedenken“ (Tilman Westphalen, Gründer Erich-Maria-Remarque-Zentrum).

Den leidenschaftlichen Diskussionen um sein Werk entzog sich der unpolitische Remarque beinahe gänzlich, was ihm etliche marxistische Kritiker als Opportunismus, wenn nicht gar Feigheit ankreideten. Hauptsächlich die politisch rechtsorientierte Kritik machte den Autor selbst zur Zielscheibe zahlreicher Polemiken. Dass Remarque nur wenige Wochen als Soldat an der Front gedient und seinen Namen in das französisch klingende Remarque geändert hatte, bot sich für einen Angriff auf seine Person an. Remarque leidet unter den wachsenden Anfeindungen von Rechtsnationalen und Nazis. Im Dezember 1930, mehr als zwei Jahre vor der Machtergreifung, kommt der Film "Im Westen nichts Neues" in die Kinos. Joseph Goebbels organisiert Krawalle in den Filmvorführungen und erzwingt nach wochenlangen Straßenschlachten ein Aufführungsverbot. Es ist Goebbels erster großer Propagandaerfolg. Remarque flieht am 29. Januar 1933 in die Schweiz und emigriert später in die USA. Im September 1970 verstarb er in Locarno in der Schweiz.

Hieß Remarque nicht eigentlich Kramer?

Seit Ende der 20er Jahre des 20. Jh. gibt es die Geschichte, dass Remarque eigentlich Kramer (rückwärts von Remark) geheißen haben soll. Dies ist allerdings nur eine Legende, die Nationalisten und Nationalsozialisten verbreiteten, um Remarque als Lügner hinzustellen. Genauso wie die Nationalsozialisten behaupteten, Remarque sei ein französischer Jude gewesen und hätte nie am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Man wollte den Autor des zu der Zeit bekanntesten deutschen Buches, des Anti-Kriegsromans IM WESTEN NICHTS NEUES, diffamieren. Teil der Kampagne gegen Remarque war die gezielte Agitation Josef Goebbels gegen die Verfilmung des Romans. Er erreichte schon 1930 das Verbot des Films IM WESTEN NICHTS NEUES; im Mai 1933 wurden die Bücher Remarques in Deutschland verbrannt.

Remarques Vorfahren stammten aus dem deutsch-französischen Sprachgrenzgebiet bei Aachen und führten den Familiennamen Remarque bzw. Remarcle. Sie lebten auf der deutschen Seite, und als nach dem deutsch-französischen Krieg in den 70er Jahren des 19. Jh. ein Erlass zur Germanisierung der Familiennamen herauskam, nannten sie sich Remark.

Quelle: <http://www.remarque.uni-osnabrueck.de>

2. Zur Rezeption von IM WESTEN NICHTS NEUES

Die zeitgenössischen Rezensenten – gleich welcher Couleur – betonen immer wieder die „realistische“ Schilderung der Erlebnisse. Remarque beschreibt den Krieg mit einer erschütternden und plastischen Brutalität – verwiesen sei hier auf die Episode mit den „Leichenratten“ – und in einer einfachen, fesselnden „Abenteuersprache“. Es liegt maßgeblich auch daran, dass sich sein Buch in jeglichen Bevölkerungsschichten verbreiten konnte. Der Im Westen nichts Neues zugeschriebene „Realismus“ führte auf Seiten der Gegnerschaft des Buches – später auch des Films, dem ebenfalls „Realismus“ bezeugt wurde – zu Widerlegungsversuchen, die sich an fehlerhaften Details ebenso wie an Remarques Lebenslauf aufrieben. Der Autor selbst wurde (und wird bis heute) in Interpretationen schlicht mit seiner Figur Paul Bäumer gleichgesetzt. Da Remarque jedoch nur verhältnismäßig kurz am Ersten Weltkrieg teilnahm, bot sich im Rahmen der Realismus-Debatte eine große, wenngleich ziemlich plumpe Angriffsfläche. Letztlich ist es aber das Bild des Krieges, das in rechten wie linken Kreisen – natürlich mit jeweils eigener Stoßrichtung – auf Missmut stieß: „Der Krieg ist in Remarques Text ein vom Einzelnen nicht zu überschauendes und nicht zu beeinflussendes Ereignis, in dem er seine Kultur, seine Werte, seine Lebensperspektive und schließlich seine physische Existenz verliert. (...) Eine explizite Aufforderung zum Handeln oder eine wenn auch utopische Perspektive für die Nachkriegszeit enthält der Text nicht.“ Ende der Zwanzigerjahre fand in der Weimarer Republik erstmals eine umfassende öffentliche Diskussion des Ersten Weltkriegs und dessen Folgen statt. In diesem Zusammenhang avancierte Remarques Buch in allen Kreisen der Bevölkerung alsbald zu einem allgemein verständlichen Bezugssystem, an dem das Kriegverständnis verschiedener politischer Gruppen messbar wurde. Das Buch „heizte (...) die sich befehdenden Parteien an, ihre Positionen zum Krieg mit oder gegen Remarque zu verteidigen.“

Die liberale Kritik

Die liberale beziehungsweise demokratische Kritik begegnete Remarques Buch mit großer, teils euphorischer Zustimmung und erkannte ein „wahres Bild des Krieges.“ Verwiesen wurde

wiederholt auf die realistische Schilderung und dem Roman wurde die Macht zugesprochen, künftige Generationen vom Kriegserlebnis zu bewahren.

Folgerichtig wurde IM WESTEN NICHTS NEUES als Schullektüre empfohlen, etwa von Carl Zuckmayer: „Dieses Buch gehört in die Schulstuben, die Lesehallen, die Universitäten, (...)“ und Ernst Toller: „Dieses Buch sollte in Millionen Exemplaren verbreitet, übersetzt, in den Schulen gelesen, von allen den Krieg bekämpfenden Gruppen gekauft und verschenkt werden.“

Die zeitgenössischen Liberalen und Demokraten sahen in Remarques Buch „das laut gewordene Gewissen der Zeit gegen den Krieg“ und waren der festen Überzeugung, dass „die bloße Wiedergabe des Grauens, das der Krieg hervorbrachte, (...) ein ausreichendes Mittel (sei), um den Krieg zu verdammen.“ Gerade die von kommunistischen Kreisen scharf kritisierte Tendenzlosigkeit des Romans korrespondierte mit den pazifistischen Vorstellungen der Weimarer Demokraten: „Dieses Buch soll weder Anklage noch Bekenntnis sein“ heißt es schon im berühmten Vorwort. „Es ist charakteristisch für das Bürgertum in der Weimarer Republik, dass es gerade diese kardinale Schwäche des Romans von Remarque als einen Vorzug empfindet; denn dass Remarque keine politischen Vorsätze hatte, kam seiner eigenen politischen Inkonsequenz zustatten. Dass in diesem Buch kein Ausweg aus dem geistigen Dilemma der Zeit gewiesen wurde, korrespondiert mit dem der bürgerlichen Intelligenz eigenen Schwanken und ihrer ideologischen Unsicherheit.“

In der zunehmend polemisch geführten Diskussion zwischen linken und rechten Kritikern geriet die liberale Position jedoch alsbald in den Hintergrund. Im Westen nichts Neues war zu einem Politikum geworden und wurde als ebensolches am heftigsten von den radikalen Parteien diskutiert.

Die linke Kritik

Die marxistische Kritik störte sich daran, dass Remarques Text die mit dem Krieg verbundenen „politischen und ökonomischen Interessen mit Ausnahme von Allgemeinplätzen (...) nicht thematisiert“ und „weder vom Klassenstandpunkt aus den Krieg beschreibt noch zum aktiven Widerstand aufruft“. Die „politische(n) Abstinenz“ Remarques werteten die Kritiker als „moralisches Versagen“.

Siegfried Kracauer brachte die Kritik der Kommunisten in der Frankfurter Zeitung vom 6.12.1930 auf den Punkt: „Statt die Frage nach seiner (des Krieges) Herkunft zu stellen oder ihm mit politischen und sozialen Argumenten auf den Leib zu rücken, bleiben Film und Buch in kleinbürgerlichen Ausbrüchen des Mißbehagens stecken.“ Vor dem Hintergrund der möglichen Wiederaufrüstung Deutschlands und im Kontext der kommunistischen Kritik an der Sozialdemokratie bezeichnete die linke Kritik Remarque in ihren radikalsten Auswüchsen sogar als „Aufrüstungsdichter“ oder „Lieblingsdichter der imperialistischen Bourgeoisie und ihrer kleinbürgerlichen Mitläufer.“

Die rechte Kritik

Die rechts-nationale Kritik hingegen ereiferte sich darüber, dass dem Krieg in Remarques Text alles Heroische genommen war: „Remarque hatte einen für die bourgeoise Klasse ‚heroischen‘ Stoff kurzerhand in einen elenden Gegenstand verwandelt.“ Die Soldaten kämpfen bei Remarque weder für den Kaiser, noch für ihr Vaterland – sondern „nur“ um ihr eigenes Überleben. Sie sind keine von nationaler Ehre befruchteten Helden, sondern eine Generation, „die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.“ Textstellen wie Bäumers Aussage „Jeder hier weiß, dass wir den Krieg verlieren“ mussten den Widerspruch der rechts-nationalen

Kreise provozieren; ebenso der tief im Werk verwurzelte Pazifismus. Für die Rechte wurde der Roman *Im Westen nichts Neues* aufgrund seiner enormen Verkaufszahlen in demokratischen Kreisen zum „Symbol der verhassten Republik“:

„Die Ablehnung des Buches verschmilzt bei der extremen Rechten von Anfang an mit dem Kampf gegen die Kreise, von denen das Buch gelobt und propagiert wird.“ Als Gefahr für die rechte Sache wurde der Roman nicht nur gesehen, weil er ein in der Öffentlichkeit überaus präsender Bestseller war, sondern auch wegen seiner eingängigen Sprache – wobei beide Phänomene natürlich miteinander korrespondieren. So sprechen die rechtsorientierten Kritiker von der „an sich bestechende(n) Darstellung“ oder der „erstaunliche(n) Echtheit der Darstellung“, um nur zwei Beispiele zu nennen. Gerade deshalb sei das Buch – insbesondere für die Jugend – so gefährlich. Es ist auffällig, dass die Nationalsozialisten in der Debatte um den Roman vornehmlich die Person Remarques angriffen. Der Autor wurde im Verlauf der Debatte „zum Prototyp aller Gegner ihrer Politik, zu einem für große Bevölkerungskreise verständlich gewordenen Objekt der Kritik.“ Zunächst unternahmen Kritiker wie Fritz Büchner den Versuch, Remarque wegen seiner recht kurzen Teilnahme am Ersten Weltkrieg die Kompetenz zur Schilderung desselben abzusprechen: „Aber was der Krieg eigentlich war und wie er seine Menschen umgebildet hat, ist wichtig für die Menschheit zu wissen. Wir erfahren darüber von Remarque nichts, weil er nie ein Soldat dieses Krieges war, sondern nur ein durch zufällige Umstände in Uniform gekleideter Zivilist.“ Versuche, Remarque als Juden zu diffamieren – angeblich laute der Nachname des Schriftstellers „Kramer“, also Remark rückwärts – wurden recht schnell wieder aufgegeben, weil sie schlicht hanebüchen waren. Neben der Vossischen Zeitung hat sich kein Publikationsorgan so ausführlich mit *IM WESTEN NICHTS NEUES* beschäftigt wie der *Völkische Beobachter*. Ebendort erhielt der Roman auch die schärfste Kritik. So schreibt Hans Zöberlein, das Buch sei „eine jauchzende Entschuldigung der Deserteure, Überläufer, Meuterer und Drückeberger und somit ein zweiter Dolchstoß an der Front, an den Gefallenen aber eine Leichenschändung. (...) Woanders hinge ein solcher Schmierfink längst von Staats wegen an der Laterne auf einem öffentlichen Platz zur Abschreckung. Oder er wäre von den Frontsoldaten in seinem Element, der Latrine, ersäuft worden.“

Zu differenzierteren Urteilen kamen die Vertreter der Konservativen Revolution, die der Darstellung Remarques „einen zumindest partiellen Wahrheitsgehalt“⁴⁴ zugestanden. Otto Strasser muss diesem Kreis zugerechnet werden; seine Ausführungen zu *Im Westen nichts Neues* wurden von der NSDAP-Führung jedoch nicht aufgegriffen. Stattdessen konzentrierte man sich darauf, Remarque und sein Buch als Exponate des

Weimarer Staates anzugreifen. Es ist bemerkenswert, dass sich Josef Goebbels an der Diskussion um das Buch nicht aktiv beteiligte, sondern erst in Aktion trat, als Lewis Milestones Verfilmung *All Quiet on the Western Front* in den deutschen Lichtspielhäusern anlaufen sollte. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass Goebbels den Roman erst im Juli 1929 – vom 21. bis 23. Juli, vermutlich auf einer Bahnfahrt – gelesen hatte, den Text auf dem Höhepunkt der Debatte also gar nicht kannte.

Quelle: Christian Horn, „Goebbels & die weißen Mäuse: *Im Westen nichts Neues* in der Weimarer Republik.“

3. Operation Heimkehr

„Seit der Entsendung deutscher Soldaten nach Somalia 1992 hat die Bundeswehr eine immer größere Rolle bei der Befriedung und Stabilisierung von Konfliktgebieten weltweit übernommen. Am deutlichsten wird dies bei den Missionen im Kosovo und besonders in Afghanistan. Wenn 2014 die ISAF-Mission in ihrer bisherigen Form endet, werden allein in diesem Land mehr als 100.000 deutsche Soldatinnen und Soldaten im Einsatz gewesen sein.

Haben die Erlebnisse und im Einsatz gesammelten Erfahrungen die Soldaten nachhaltig verändert? Ist ihr Leben heute ein anderes? Wie wirken sich ihre Erfahrungen auf die deutsche Gesellschaft aus? Wie geht diese damit um, dass der Einsatz in Afghanistan offiziell nie als Kriegseinsatz bezeichnet wurde, obwohl die Soldaten ihn genau so erlebt haben?

Operation Heimkehr ist ein Gemeinschaftsprojekt der Fotokünstlerin Sabine Würich mit der Journalistin Ulrike Scheffer. Wir haben Soldatinnen und Soldaten aus den Auslandseinsätzen porträtiert und sie nach Erfahrungen befragt, die sie nachhaltig geprägt haben – im Einsatz und nach ihrer Rückkehr.“ Die Ausstellung war im Herbst/Winter 2014 im Deutschen Marinemuseum Wilhelmshaven zu sehen.

Zitate aus den Interviews dreier Soldaten:

1. Einsätze in: Kosovo, Bosnien-Herzegowina, Afghanistan

„Nach meiner Rückkehr habe ich relativ lange gebraucht, um hier in Deutschland wieder reinzufinden. Es dauerte ein halbes Jahr, bis ich wieder ohne Probleme in einen Supermarkt gehen konnte. Das Supermarkt-Syndrom, wie ich es nenne, ist weit verbreitet unter Einsatzsoldaten. Man kommt in den Supermarkt und sieht die vielen Leute, dann geht man gleich wieder raus, denn eine Verhaltensregel im Einsatz lautet: meide Menschenmengen. Das muss man sich erst wieder abtrainieren. Man sagt sich dann: Du bist wieder in Deutschland, du kannst da reingehen, da hat keiner eine Waffe – und trotzdem sucht man die immer.“

2. Einsätze in: Afghanistan

„Nach dem Einsatz ging es mir zunächst gut. Krank wurde ich erst Monate später. Es ist schwer, diesen Einschnitt hinzunehmen. Ich hatte Angst davor, wertlos zu sein und eine Last für meine Familie. Früher war ich jemand, der immer alles hinbekommen hat, einer auf den man sich hundertprozentig verlassen konnte. Und plötzlich schaffte ich es nicht einmal mehr, morgens aufzustehen.“

3. Einsätze in: Bosnien-Herzegowina, Afghanistan

„Je mehr Einsätze ich gemacht habe, desto leichter bin ich zwar in den Einsatz gegangen, desto schwerer war es aber, zurückzukommen. Nach meiner Rückkehr habe ich mich völlig überflüssig gefühlt, dienstlich wie privat. Meine Kinder haben gesagt: Du kannst nicht nach einem halben Jahr zurückkommen und dir einbilden, dass du wieder das Sagen hast. Die Familie hatte ja wunderbar ohne mich funktioniert. Ich erinnere mich, dass ich einmal in meinem Sessel im Wohnzimmer saß und mich gefragt habe, ob ich wirklich berechtigt bin, die Spülmaschine einzuräumen und anzustellen – eine Tätigkeit, die früher selbstverständlich gewesen wäre. Ich habe mir aber die Frage gestellt, ob ich den Ablauf der Familie störe, wenn ich jetzt aufstehe und das einfach tue.“

Quelle: Sabine Würich (Fotos), Ulrike Scheffer (Texte): Operation Heimkehr. Bundeswehrsoldaten über ihr Leben nach dem Auslandseinsatz. Ch. Links Verlag, Berlin 2014

5. PTBS – GESCHICHTE EINER DIAGNOSE

von Liesa Dietl

Die Posttraumatische Belastungsstörung (dt. PTBS, engl. PTSD= posttraumatic stress disorder) wurde 1980 erstmals in das Diagnose-Manual DSM III aufgenommen, Hinweise auf eine PTBS tauchen jedoch schon in weit älteren Werken auf. Für die Symptome der Krankheit ziehen sich verschiedenste Bezeichnungen durch die Geschichte. Psychiater und Psychologen der American Psychiatric Association diskutieren deshalb aktuell im Rahmen der Erstellung der fünften Auflage des Diagnosemanuals DSM über eine Aufspaltung der Diagnose PTBS in die Unterkategorie „combat post-traumatic stress injury“.

Welche psychischen Folgen ein Trauma nach sich ziehen kann wurde 1900 v. Chr. das erste Mal von einem ägyptischen Arzt beschrieben (Veith 1965). Im Ersten Weltkrieg sprach man in Bezug auf die Kriegsgeschädigten von „shell shock“, „Granatfieber“ oder einer Zitterkrankheit (= Kriegszitterer).

Allein in der britischen Armee zählte man bis Kriegsende 80.000 Soldaten, die ausgebrannt und nicht mehr einsatzfähig waren. Die Belastungen der Stellungskriege führten bei vielen Soldaten zu Symptomen, die man in der Psychiatrie bislang nur bei Frauen mit Hysterie diagnostiziert hatte.

Das Eingepferchtsein in Schützengräben, die ständige Angst vor Verwundung und Tod, das Mitansehenmüssen des elenden Sterbens von Kameraden erschütterte die Soldaten aufs Tiefste. Viele hielten das Leiden und den chronischen Stress nicht mehr aus; sie schrien und weinten unkontrolliert, andere erstarrten, konnten sich nicht mehr bewegen und wurden stumm; wieder andere verloren das Gedächtnis und die Fähigkeit, Gefühle zu empfinden.

Obwohl von Ärzten schnell erkannt wurde, dass es sich hierbei um eine eigenständige Krankheit handeln musste, begrüßte die Bevölkerung psychisch traumatisierte Heimkehrer oft mit tiefster Verachtung. Betroffene Soldaten wurden für Feiglinge erklärt und teilweise sogar von der Armeeführung wegen Feigheit erschossen. Man hielt organische Faktoren wie ins Gehirn eingedrungene Bombensplitter oder aber schlicht Simulation für die Ursache der Störung.

Erst als im zweiten Weltkrieg ganz ähnliche Symptome wieder auftauchten, begann die systematische Beschäftigung mit dem Thema PTBS langsam. Ziel jedes Therapieversuches war jedoch nur die Wiederherstellung der militärischen Verwendungsfähigkeit- und das so schnell wie möglich. An die Möglichkeit sorgfältiger, längerfristiger Therapien wurde auch nach dem Krieg kaum gedacht.

Um das Schicksal der Kriegsheimkehrer kümmerte sich kaum jemand. Sowohl die Soldaten als auch die Zivilbevölkerung waren nach Kriegsende das "Tätervolk" und eine Thematisierung ihrer Erfahrungen schien nicht angebracht. Über die Erlebnisse im Zusammenhang eigener Verbrechen wurde ebenso hartnäckig geschwiegen wie über das eigene Leiden im Zusammenhang mit Bombardierungen, Flucht, Vertreibungen, Vergewaltigungen, Hunger oder Kriegsgefangenschaft.

Etwas anders gestaltete sich dies bei Überlebenden des Holocausts. Der Begriff Überlebenden-Syndrom (William G. Niederland) beschrieb die psychischen Folgen der Verfolgung und der KZ-Inhaftierung im nationalsozialistischen Regime. Nach Kriegsende brach eine intensive Diskussion unter Gutachtern über die Frage aus, inwieweit die Symptome der heutigen PTBS Krankheitswert besaßen. Tatsächlich wurde erst ab 1965 von deutschen Gerichten die Möglichkeit eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen psychiatrischen Zuständen und der Verfolgung im

Dritten Reich anerkannt. Obwohl in den sechziger Jahren bereits Studien über die verschiedenen Symptome der PTBS vorlagen, steckte die wissenschaftliche Erforschung von Traumata noch in den Kinderschuhen.

Abram Kardiner (1891-1981) beklagte sich noch 1969 in einem Artikel über Kriegsneurosen im "American Handbook of Psychiatry" über die Uneinheitlichkeit der Terminologie beziehungsweise über die vorherrschende Begriffsverwirrung, die einem Fortschritt der Forschung im Weg stand.

Erst mit dem Vietnamkrieg (1964-1975) änderte sich daran grundlegend etwas. Soldaten, die bereits während ihres Einsatzes in Vietnam die typischen Symptome der PTBS zeigten, die man schon von anderen Opfern von Krieg und Gewalt her kannte, waren nicht mehr bereit, über ihre Qualen zu schweigen. Das erste Mal in der Geschichte sprachen Veteranen öffentlich über ihre Erfahrungen und machten mobil gegen einen Krieg, an dem sie selbst teilgenommen hatten und dessen Kämpfe noch immer andauerten. Dieses Engagement für die Betroffenen und die ungewohnte Offenheit erzeugten ein öffentliches Bewusstsein für das Wesen des Krieges und eine kritische Einstellung in der Bevölkerung, die alte Denkstrukturen durchbrach. Damit wurde erstmals erreicht, dass man langfristigen psychischen Kriegsverletzungen wirklich Beachtung schenkte.

Eine systematische psychiatrische Forschung wurde in Angriff genommen, die schließlich den Beweis für einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen traumatisierenden Erlebnissen und langfristigen psychischen Folgeschäden erbrachte. Die offizielle Anerkennung der posttraumatischen Belastungsstörung als Krankheit erfolgte 1980 mit der Aufnahme der Störung in den DSM-III.

Jedoch befindet sich der Begriff PTBS bis heute in einem Spannungsfeld. Betroffene fühlen sich durch die Bezeichnung „Störung“ stigmatisiert und entmutigt in ihrer Hoffnung auf Hilfe und Behandlung. Psychiater und Psychologen der American Psychiatric Association diskutieren deshalb aktuell im Rahmen der Erstellung der fünften Auflage des Diagnosemanuals DSM über eine Aufspaltung der Diagnose PTBS in die Unterkategorie „combat post-traumatic stress injury“.

Damit wäre deutlicher als jemals zuvor betont, dass die PTBS eine Folge der Kriegserfahrungen ist und nicht in einer persönlichen Schwäche oder ähnlichem begründet liegt. Mit der Initiative zur Namensänderung hofft man, nicht zuletzt auch die alarmierend hohen Suizidraten unter Soldaten zu reduzieren. Eine aktuelle erschienene Statistik weist allein für November 2011 260 potentielle Suizide von aktiven Soldaten und Reservisten der amerikanischen Armee aus.

Die Stigmatisierung, die mit der Diagnose PTBS einhergeht, wird dafür als zumindest teilweise ursächlich angesehen. Nach wie vor zögern viele Soldaten, sich bei Symptomen wie Depressionen, Alpträumen oder Suizidgedanken Hilfe zu holen. Angst vor Spott, Stigmatisierungen und dem frühzeitigen Ende von Beförderungen sind nur einige der Gründe dafür. Ist es Soldaten dagegen möglich, sich anonym zu informieren oder anonym auf Hilfe zuzugreifen, vervierfacht das die Wahrscheinlichkeit, dass sie dies tatsächlich tun. Egal ob nun PTBS oder „combat post-traumatic stress injury“- wichtig ist, sich vor allem darauf zu konzentrieren, wie man am besten den Betroffenen helfen kann.

Sollte die Bezeichnung der Diagnose tatsächlich Betroffene davon abhalten, sich Hilfe zu suchen, dann ist es vielleicht tatsächlich wieder einmal Zeit für einen neuen Namen.

Der Kampf nach dem Kampf

Tagesspiegel, 13.12.2014 20:49 Uhr von [Ulrike Scheffer](#)

Schatten ihrer selbst. Etwa 1400 Bundeswehrsoldaten werden ihre Erlebnisse aus dem Einsatz nicht los, leiden unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung.

Immer mehr deutsche Soldaten, die in Afghanistan im Einsatz waren, nehmen sich das Leben Die Bundeswehr schweigt und erfasst längst nicht alle Fälle – das gefährdet auch die Familien der Rückkehrer.

[Angela Merkel](#) soll wissen, was aus ihrem Sohn geworden ist, sagt Eva-Maria G. Auf einem Handyfoto steht die Kanzlerin neben Wolf G. In Masar-i-Scharif war das. „Wo haben Sie denn den schönen Hut her?“, soll sie den Soldaten gefragt haben. So haben es Kameraden von Wolf G. erzählt. Wolf selbst habe nach seiner Rückkehr aus [Afghanistan](#) im Sommer 2012 kaum über den Einsatz gesprochen, sagt die Mutter. Am 9. September 2013 hat sich Wolf G. in seiner Wohnung erhängt. Er wurde 30 Jahre alt.

„Ich will weder der Kanzlerin noch der Bundeswehr einen Vorwurf machen“, stellt die Mutter klar, „aber die Politiker müssen doch wissen, was der Einsatz aus den Soldaten macht.“

Wolf sei nach Afghanistan nicht mehr derselbe gewesen, erzählt sie. „Vorher war er ein perfekter Kavalier, doch nun witterte er überall Verrat und Betrug, war aggressiv und herrschsüchtig.“ In der Beziehung zu seiner Freundin habe es daher heftig gekriselt. Eva-Maria G. riet ihrem Sohn dringend zu einer Therapie, doch er habe abgelehnt. „Er sagte: Das steht dann ja in meinen Akten und versaut mir die Karriere.“ Nicht einmal dem Militärseelsorger habe sich Wolf anvertrauen wollen.

Im Dienst sei es Wolf bis zuletzt gelungen, das Image des starken Soldaten aufrechtzuerhalten, dort habe er funktioniert. Doch privat sei er „völlig von der Rolle gewesen“. „Das hat er irgendwann wohl realisiert und dann keinen Ausweg mehr gesehen“, vermutet die Mutter, die nun selbst eine Therapie macht, um mit dem Tod des Sohnes fertig zu werden.

Eva-Maria G. ist nicht die einzige Soldatenmutter, die um ihren Sohn trauert. Immer mehr Einsatzheimkehrer nehmen sich das Leben. „Allein ich kenne vier Kameraden, die Suizid begangen haben“, sagt Robert Sedlatzek-Müller. Der Stabsunteroffizier ist durch seine Einsätze im Kosovo und in Afghanistan traumatisiert und seit Jahren in psychologischer Behandlung. Über seinen Leidensweg hat er das Buch „Soldatenglück. Mein Leben nach dem Überleben“ geschrieben. Gerade hat er außerdem einen Veteranenverband, Combat Veteranen (Germany), gegründet.

Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS)

Sedlatzek-Müller leidet unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). „Diese Männer und Frauen werden ihre Erinnerungen nicht mehr los“, erklärt Karl-Heinz Biesold. Der frühere Bundeswehrarzt leitete lange die psychiatrische Abteilung des Hamburger Bundeswehrkrankenhauses. Inzwischen ist er im Ruhestand, kümmert sich aber weiter um traumatisierte Soldaten und deren Familien. Schon einfache Alltagssituationen, wie Stress im Straßenverkehr, können die Soldaten mental in den Einsatz zurückkatapultieren und unkontrollierbare Aggressionsschübe auslösen. „Auch Angstzustände und Depressionen sehen wir bei ehemaligen Einsatzsoldaten“, sagt Biesold. Leider ließen sich nicht alle Soldaten mit psychischen Störungen behandeln. Dann werde die Krankheit chronisch. „Die Betroffenen ziehen sich zurück, können am Alltag nicht mehr teilhaben.“ 2013 waren mehr als 1400 Soldaten wegen PTBS in Behandlung, die tatsächliche Zahl der Erkrankten liegt laut einer Studie mindestens doppelt so hoch.

Doch selbst Soldaten, die sich in Therapie begeben, zerbrechen an ihren Erlebnissen. „Unsere Liebe zu ihm hat ihn nicht halten können“, hat die Familie von Patrick S. in ihrer Traueranzeige formuliert. Ihr Sohn und Bruder wurde nur 29 Jahre alt. Nach seinem Afghanistan-Einsatz wurde bei ihm die Diagnose PTBS gestellt. Im Juni setzte er seinem Leben ein Ende. Einige Monate vor ihm starb Wolfgang C., auch er ein Afghanistan-Veteran, den die Therapie nicht retten konnte.

Nach Tagesspiegel-Informationen hat auch ein Soldat der deutsch-französischen Brigade Suizid begangen. Eine offizielle Bestätigung dafür gibt es aber nicht. Der PTBS-Beauftragte der Bundeswehr, Brigadegeneral Klaus von Heimendahl, ruft zwar auf Anfrage zurück, über Suizide von Einsatzheimkehrern will er aber keine Auskunft geben und beendet das Gespräch gleich wieder. Sedlatzek-Müller spricht von einer „Mauer des Schweigens“ bei der Bundeswehr, wenn es um das Thema Selbstmord von Einsatzsoldaten geht.

Vor allem Zeitsoldaten standen im Kampf

Die Bundeswehr führt zwar eine Liste, in der Suizide von Soldaten verzeichnet sind, sie hält aber nicht fest, ob traumatische Erlebnisse in einem Auslandseinsatz oder andere Gründe der Auslöser dafür waren. Die Statistik erfasst außerdem nur Selbstmorde aktiver Soldaten – etwa 20 sind es jedes Jahr – Zeitsoldaten, die die Bundeswehr bereits verlassen haben, tauchen darin nicht auf. „Über Suizide ehemaliger Soldaten haben wir keine Erkenntnisse“, sagt ein Sprecher des Einsatzführungskommandos. Doch es waren gerade Zeitsoldaten, die in Afghanistan an vorderster Front standen oder im Kosovo oder Bosnien Zeugen von Gewalttaten wurden, Massengräber entdeckten. Und die daher auch besonders belastet sind.

Im Gegensatz zur US-Armee verfolgt die Bundeswehr den weiteren Lebensweg nicht

Anders als die US-Armee verfolgt die Bundeswehr den weiteren Lebensweg ehemaliger Soldaten nicht. Der frühere Verteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU) hatte zwar sogenannte ministerielle Leitlinien für eine Veteranenbetreuung auf den Weg gebracht, ein Konzept gibt es bis heute nicht. Die aktuelle Ministerin, **Ursula von der Leyen** (CDU), will das Thema vielmehr weiter fassen und lässt in ihrem Haus gerade den Entwurf eines Konzepts zu einer „Kultur der Anerkennung und Wertschätzung der Soldaten in der Gesellschaft“ abstimmen.

In den USA haben Veteranen einen offiziellen Status, deshalb weiß die US-Armee auch, wie viele Soldaten, die im Irak oder in Afghanistan waren, später obdachlos oder straffällig werden – und wie viele sich umbringen. Die bittere Erkenntnis: Jeden Tag begehen 22 Einsatzheimkehrer Selbstmord. Die Zahl der Suizide übersteigt inzwischen sogar die Zahl der im Einsatz getöteten Soldaten.

„Warum sollte das bei uns anders sein?“, fragt Robert Sedlatzek-Müller. Er hält es nicht für ausgeschlossen, dass es bereits mehr als 50 Suizide von Einsatzsoldaten auch in Deutschland gibt, etwa so viele Soldaten, wie im Afghanistan-Einsatz ums Leben kamen. Militärpsychologe Biesold ist skeptisch. „Wenn die Zahlen in Deutschland so hoch wären, wüssten wir das“, sagt er. Seine Patienten hätten zwar durchaus Suizidgedanken geäußert, ein konkreter Fall eines vollendeten Suizids sei ihm aber nicht bekannt.

Doch auch der Tod eines Ex-Soldaten, der 2007 bei einem Raubüberfall in Neukölln von einem SEK-Beamten erschossen wurde, könnte letztlich ein provozierter Selbstmord gewesen sein. Der Afghanistan-Veteran war nach dem Einsatz abgestürzt und hatte bereits versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Freunde sind überzeugt, dass er sterben wollte, als er eine Gaspistole auf die Beamten richtete. Eine kaputte Pistole, wie sich herausstellte.

Familien leiden unter "Sekundärtraumatisierungen"

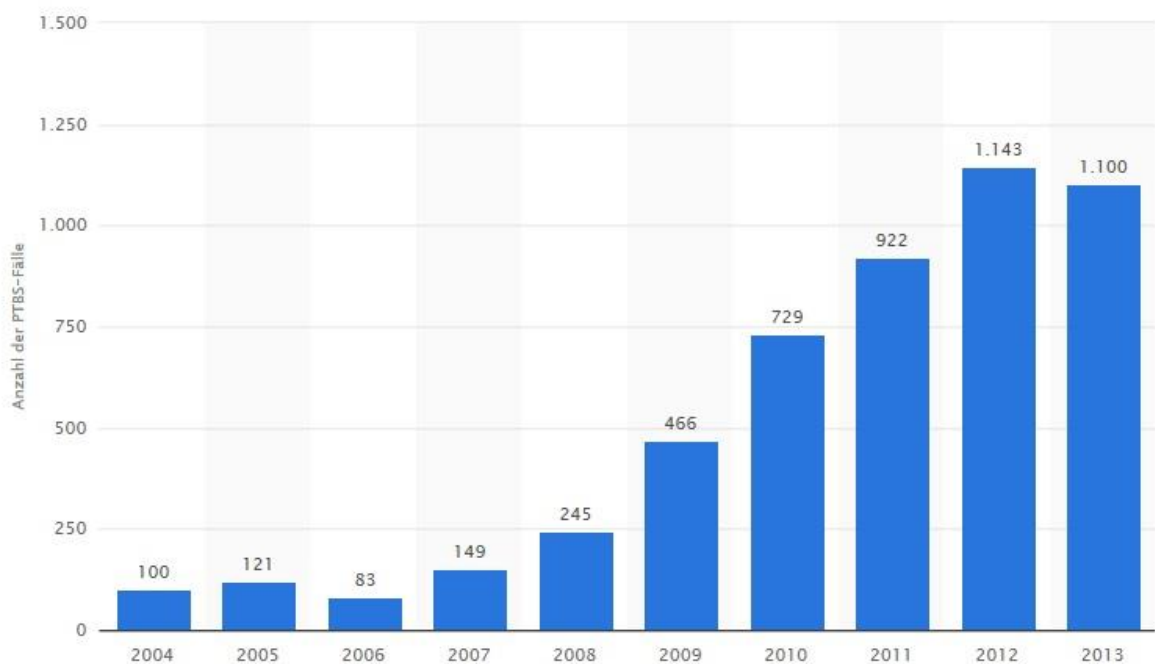
Es sind nicht nur die Soldaten, die unter den Einsatzerfahrungen leiden. Psychologen sprechen von „Sekundärtraumatisierungen“. Betroffen sind davon vor allem die Familien der Einsatzheimkehrer. Wer an einer Posttraumatischen Belastungsstörung leidet, ist meist aggressiv, oft auch gewalttätig, in jedem Fall aber kein verlässlicher Partner und Vater. „Kinder neigen dazu, sich selbst die Schuld zu geben, wenn der Vater oder die Mutter grob oder gereizt reagieren“, erklärt Militärpsychologe Biesold. Auch sie könnten daher depressiv werden, wenn ein Elternteil an PTBS erkrankt sei. Die 13-jährige Tochter eines Betroffenen, der nicht namentlich genannt werden möchte, hat sogar selbst schon versucht, sich das Leben zu nehmen. Der Zusammenhang mit seiner eigenen PTBS-Erkrankung sei in der

nachfolgenden Therapie eindeutig festgestellt worden, sagte der frühere Einsatzsoldat dem Tagesspiegel.

Militärpsychologe Biesold ist überzeugt, dass es auch nach dem Ende des Afghanistaneinsatzes weitere PTBS-Fälle geben wird. „Viele Soldaten entwickeln erst nach Jahren Symptome oder versuchen zunächst, allein mit der Krankheit fertig zu werden“, sagt er. „Wir werden daher wohl noch einige Jahre mit dem Thema zu tun haben.“

Behandlungen von Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) in Bundeswehrkrankenhäusern 2004 bis 2013

Diese Statistik bildet die Anzahl der Behandlungen von Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) in Bundeswehrkrankenhäusern ab. 2012 wurden insgesamt 1.143 PTBS-Behandlungen bei deutschen Soldaten verzeichnet.



© Statista 2015

„Wir hatten viel Dusel“

von Jan Friede und Stuttgarter Zeitung, 03. Juni 2010 - 19:59 Uhr

Der Esslinger Bundeswehrosoldat Jan Friede erzählt nach einem Einsatz in Kundus von seinen Erlebnissen als Rettungstrupfführer.

Esslingen - Der 27-jährige Berufssoldat Jan Friede aus Esslingen war Anfang des Jahres vier Monate freiwillig als Rettungstrupfführer in Kundus im Einsatz - bereits seine zweite Afghanistanmission. Seit Mai ist er wieder zurück beim Sanitätszentrum in der Ulmer Wilhelmsburgkaserne. Was er im Kundustal unweit der tadschikischen Grenze erlebte und fühlte, hat er aufgeschrieben.

Karsamstag, 7.30 Uhr, Feldlager Kundus. Ich stehe vor einem Kühlcontainer. Einem Kühlcontainer, in dem drei Zinksärge lagern. Drei Fallschirmjäger aus dem niedersächsischen Seedorf sind im Laufe der Nacht von meinem Kompaniefeldwebel eingesargt worden. Ich spanne eine Plane als Sonnensegel über den Container. Darunter stelle ich drei Staffeleien mit den Fotos der am Karfreitag gefallenen Kameraden, davor lege ich die drei Kränze, dann stelle ich noch den Tisch für die drei Kondolenzbücher auf. Von zehn Uhr an können sich trauernden Kameraden eintragen.

Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich bin stolz, dass ich als einer der Ersten von den Toten Abschied nehmen und ihnen ein angemessenes letztes Geleit, einen würdigen Abschied bereiten kann. Gestern hatte ich noch am Hubschrauberlandeplatz beim Ausladen und Weitertransport der Verwundeten und Toten geholfen. Amerikanische "Blackhawks" brachten unsere Kameraden herein. Sie mussten mehrmals fliegen, um alle Opfer des Gefechts in Isa-Khel bei Kundus unter Feindfeuer aufzunehmen und bei uns abzuliefern. Die Besatzungen der zwei Sanitätshelikopter und der Sicherungsmaschine verkürzten durch ihren mutigen Einsatz die Zeit für die Verletzten bis zur Behandlung im Rettungszentrum erheblich.

Eine Patrouille endet mit einem Granateneinschlag

Immer wieder denke ich an Markus, meinen Kameraden aus Ulm. Er war Assistent in meinem Rettungstrupp. Er wurde in die Heimat ausgeflogen. Gemeinsam hatten wir uns seit August letzten Jahres auf Afghanistan vorbereitet. Zusammen mit unserem Kraftfahrer Steffen vom Lazarettregiment 41 aus Horb waren wir nach Abschluss der Einsatzausbildung im Dezember ein eingespieltes Dreierteam.

Am Aschermittwoch, dem 17. Februar, hatte ich den durch Granatsplitter verletzten Markus selbst an der Notaufnahme unseres Rettungszentrums im Feldlager Kundus abgeliefert. Es passierte in einem Vorort von Isa-Khel, wir waren mit der 2. Infanteriekompanie des Wiederaufbauteams Kundus unterwegs gewesen. Gegen Mittag verließen Markus und ich unser geschütztes Sanitätsfahrzeug Yak. Ausgerüstet mit schusssicherer Weste, Gefechts Helm, Gewehr G36 und Rettungsrucksack begleiteten wir sowie ein zusätzlicher Rettungstrupp die Infanteristen zu Fuß.

Wir marschierten in einem Graben etwa 1000 Meter ins Dorf, um dort mit dem Bürgermeister Kontakt aufzunehmen. Zwei Schützenpanzer Marder folgten uns. Trotz nasskalter Witterung und 20 Zentimeter Schnee wurde uns mit unseren rund 130 Kilo Kampfgewicht ziemlich schnell

warm. Alles war zunächst friedlich. Kinder holten mit Kanistern Wasser. Einige ältere Leute saßen im Freien. Der Bürgermeister war noch zum Gebet in der Moschee. Wir warteten zwei Stunden. Dann konnte sich der Chef der Infanteriekompanie endlich eine halbe Stunde mit dem afghanischen Ortsvorsteher unterhalten. Der sagte ihm klipp und klar, dass er jetzt wieder Ärger mit den Taliban bekommen würde, weil er mit den deutschen Soldaten gesprochen habe. Seit vier Jahren ist uns bekannt, dass die Taliban in Isa-Khel vertreten sind. Sie bedrohen die Bevölkerung und schüchtern sie immer wieder mit Gewalttaten ein.

Wir machten uns gegen halb Drei am Nachmittag auf den Rückweg zu den Fahrzeugen. Wir waren noch keine zehn Schritte gegangen, als plötzlich eine Panzerfaustgranate über uns explodierte. Dann hörten wir Maschinengewehrfeuer und Schüsse aus Handwaffen. Die beiden sichernden Schützenpanzer eröffneten sofort das Feuer mit ihren Bordmaschinenkanonen. Wir suchten im nächsten matschigen Graben Deckung.

Der Helm rettete Markus das Leben

Der Kompaniechef gab den Befehl, das Dorf sofort zu verlassen. Gedeckt bewegten wir uns im Graben zurück. Plötzlich ein Knall. Die dritte Granate schlug drei Meter vor mir an einer Böschung in der Nähe von Markus ein. Eine warme Druckwelle warf ihn und die beiden Rettungsassistenten vor mir nach hinten. "Meine Hand, meine Hand", schrie Markus, der auf dem Rücken lag. Er war dann aber recht ruhig. Ich untersuchte seinen Kopf und seine Brust auf Verletzungen. Die anderen kümmerten sich um Arme und Beine.

Er hatte drei Splitterverletzungen: an der rechten Hand, am linken und am rechten Unterarm. Wir versorgten die Verletzungen gerade mit Verbänden, als ein Infanterist rief: "Da kommt die nächste." Die Granate verletzte keinen. Wir schnappten Markus, er war noch gehfähig, und hetzten mit ihm zu unserem Fahrzeug. Ich legte ihn innen auf die Trage, die anderen schlossen von außen die Tür. Steffen fuhr mit einem Affenzahn rückwärts aus der Ortschaft heraus.

An der Verwundetensammelstelle meldete ich dem "Beweglichen Arzttrupp" die Art der Verletzung und die bereits getroffenen Maßnahmen. Der Einsatzoffizier entschied, dass wir unter dem Schutz zweier Allschutzfahrzeuge Dingo ins Feldlager fahren sollten. Mit hoher Geschwindigkeit fuhren wir zurück. Währenddessen gab ich Markus, der große Schmerzen hatte, ein Medikament. Er schlief ein.

Im Feldlager übergab ich meinen verwundeten Kameraden an das Personal unserer Rettungsstation. Den Arzt im Schockraum kannte ich bereits von gemeinsamen Rettungsdiensteinsätzen in Ulm. Die hatten offenbar überhaupt nicht mitbekommen, dass es sich bei dem gemeldeten Verletzten um einen Sanitäter handelte. Als sie merkten, dass es einer von uns war, herrschte erst mal Stille. Nach der Aufnahme brachte ich dann noch die Ausrüstung von Markus aus dem Fahrzeug nach drinnen. Dabei sah ich erst, dass bei dem Angriff offenbar ein weiterer Granatsplitter von oben in seinen Gefechts Helm eingedrungen war. Er hätte ihm wohl das Leben gekostet, wenn ihn der Helm nicht so gut geschützt hätte.

Der "Rettungstrupp leicht" macht weiter

Steffen und ich machten unser Fahrzeug wieder einsatzbereit und meldeten uns beim Einsatzoffizier, der meinen Trupp eigentlich nicht wieder nach draußen schicken wollte. Er ließ Steffen vor der Tür warten und fragte mich, ob ich denn in der Lage wäre weiterzumachen. Ich

sagte ihm nur: dafür bin ich trainiert, lass mich raus. Er ließ mich gehen. Bei unserer Betreuungseinrichtung nahm ich sechs Coladosen mit. Jeweils drei wanderten als Dank zu den Kameraden in die Dingos. Gemeinsam machten wir uns wieder auf den Rückweg zu unserer 2. Infanteriekompanie.

Wir konnten uns von Markus noch verabschieden, bevor er nach Deutschland ausgeflogen wurde. Merkwürdig, er wollte gar nicht weg. Er hatte das Gefühl, dass er uns im Stich lassen würde. Ich machte ihm deutlich, dass das nicht der Fall sei und er sich jetzt erst einmal um sich selbst und seine Frau kümmern sollte. Steffen und ich waren jetzt nur noch zu zweit. Wir machten nun fast alles zusammen. Wir waren einfach ein geniales Team. Die anderen nannten uns, da uns ja Markus fehlte, nur noch den "Rettungstrupp, leicht" von Kundus.

Inzwischen glaube ich, wir hatten viel Dusel, dass wir da heil rausgekommen sind. Gegenüber den Afghanen habe ich keine negativen Gefühle. Dachte ich mir nach dem ersten Beschuss noch, "wenn ich jetzt einen vor die Flinte kriege...", konnte ich es bald schon professioneller sehen. Was soll ein normaler afghanischer Bauer denn machen, wenn seine Familie von den Taliban bedroht wird und ihm als Zwangsrekrutierten eine Kalaschnikow in die Hand drückt, die er auf deutsche Soldaten abfeuern soll? Eines ist aber auch klar: Wer auf mich schießt, der muss auch damit rechnen, dass ich zurückschieße.

Ich freue mich auf den Rückflug. Auf meine Eltern, auf meine zwei Schwestern und auf meinen Bruder. Und ganz besonders freue ich mich auf meine Freundin Kathrin. Hat es doch erst an Silvester zwischen uns richtig gefunkt. "Du kommst zurück", hat sie vor dem Abflug zu mir gesagt. Sie war sich damals schon sehr sicher. Ich werde sie bald in die Arme schließen und mit ihr unsere Verlobung feiern.

6. Spielszenen

1. Ein guter Tag

- SpielerIn 1* Der Tag ist wirklich gut heute.
- SpielerIn 4* Wir liegen neun Kilometer hinter der Front.
- SpielerIn 2* Leicht hätte es sein können, dass wir heute nicht hier säßen,
SpielerIn 5 es war verdammt nahe daran.
- SpielerIn 3* Gestern wurden wir abgelöst;
SpielerIn 6 jetzt haben wir den Magen voll weißer Bohnen mit Rindfleisch
Alle und sind satt und zufrieden.
- SpielerIn 1* Sogar für abends hat jeder noch ein Kochgeschirr voll fassen können.
Alle Das Wichtigste aber ist, dass es auch doppelte Rauchportionen gegeben hat.
SpielerIn 2 Für jeden zehn Zigarren, zwanzig Zigaretten und zwei Stück Kautabak, das ist sehr anständig.
- SpielerIn 3* Ich habe meinen Kautabak gegen Zigaretten getauscht, das macht für mich vierzig Zigaretten.
- SpielerIn 4* Damit langt man schon einen Tag.
Alle Rund um uns liegt die blühende Wiese. Die zarten Rispen der Gräser wiegen sich, Kohlweißlinge taumeln heran, sie schweben im weichen, warmen Wind des Spätsommers,
SpielerIn 5 wir lesen Briefe und Zeitungen und rauchen,
SpielerIn 6 wir setzen die Mützen ab und legen sie neben uns,
Alle der Wind spielt mit unsern Haaren, er spielt mit unsern Worten und Gedanken.
SpielerIn 1 Dabei steht uns diese ganze Bescherung eigentlich nicht zu. Wir haben sie nur einem Irrtum zu verdanken.
- SpielerIn 3* Vor vierzehn Tagen mussten wir nach vorn, um abzulösen. Es war ziemlich ruhig in unserm Abschnitt, und der Furier hatte deshalb für die hundertfünfzig Mann starke Kompanie vorgesorgt. Nun aber gab es gerade am letzten Tage bei uns überraschend viel Langrohr und dicke Brocken, englische Artillerie, die ständig auf unsere Stellung trommelte, so dass wir starke Verluste hatten und nur mit achtzig Mann zurückkamen.
- SpielerIn 4* Wir waren nachts eingerückt und hatten uns gleich hingehauen, um erst einmal anständig zu schlafen;
- SpielerIn 2* denn Katzinsky hat recht: Es wäre alles nicht so schlimm mit dem Krieg, wenn man nur mehr Schlaf haben würde. Vorne ist es doch nie etwas damit, und vierzehn Tage jedesmal sind eine lange Zeit.
- SpielerIn 5* Es war schon Mittag, als die ersten von uns aus den Baracken krochen. Eine halbe Stunde später hatte jeder sein Kochgeschirr gegriffen, und wir versammelten uns vor der Gulaschmarie, die fettig und nahrhaft roch.
- SpielerIn 1* An der Spitze natürlich die Hungrigsten: der kleine Albert Kropp, der von uns am klarsten denkt und deshalb erst Gefreiter ist;
- SpielerIn 4* – Müller V, der noch vom Notexamen träumt; im Trommelfeuer büffelt er physikalische Lehrsätze;
- SpielerIn 2* — und ich, Paul Bäumer.
(wird von allen mehrfach wiederholt, zum Teil übereinander gesprochen)
- Alle* Alle neunzehn Jahre alt, alle aus derselben Klasse in den Krieg gegangen.
- SpielerIn 2* Dicht hinter uns unsere Freunde.

SpielerIn 4 Tjaden, ein magerer Schlosser, so alt wie wir, der größte Fresser der Kompanie.
SpielerIn 5 Haie Westhus, gleich alt, Torfstecher, der bequem ein Kommißbrot in eine Hand nehmen und fragen kann: Ratet mal, was ich in der Faust habe;
SpielerIn 6 – Detering, ein Bauer, der nur an seinen Hof und an seine Frau denkt;
SpielerIn 3 – und endlich Stanislaus Katczinsky, das Haupt unserer Gruppe, zäh, schlau, gerissen, mit einer wunderbaren Witterung für dicke Luft und gutes Essen. –

10. Stress

Alle Wir müssen
SpielerIn 4 nach vorn
SpielerIn 1 zum Schanzen.
SpielerIn 5 Beim Dunkelwerden
SpielerIn 2 rollen die Lastwagen an.
SpielerIn 6 Wir klettern
SpielerIn 3 hinauf.
Alle Es ist ein warmer Abend,
SpielerIn 5 und die Dämmerung
SpielerIn 6 erscheint uns
Alle wie ein Tuch,
SpielerIn 5 unter dessen Schutz
Alle wir uns wohlfühlen.
Alle Männer Wir stehen nebeneinander,
Alle Frauen dicht an dicht,
SpielerIn 1 sitzen kann niemand.
SpielerIn 4 Das sind wir
SpielerIn 3 auch nicht gewöhnt.
SpielerIn 6 Die Wagen erreichen
SpielerIn 3 das Gebiet der Artillerie.
SpielerIn 6 Die Luft wird diesig von Geschützrauch und Nebel. Man schmeckt den Pulverqualm bitter auf der Zunge. Die Abschüsse krachen, dass unser Wagen bebt, das Echo rollt tosend hinterher, alles schwankt. Unsere Gesichter verändern sich unmerklich. Wir brauchen zwar nicht in die Gräben, sondern nur zum Schanzen, aber in jedem Gesicht steht jetzt:
Alle Hier ist die Front.
SpielerIn 6 Wir horchen alle. Die Front ist unruhig. Unsere Gesichter sind nicht blasser und nicht röter als sonst; sie sind auch nicht gespannter oder schlaffer, und doch sind sie anders. Wir fühlen, dass in unserm Blut ein Kontakt angeknipst ist. Das sind keine Redensarten; es ist Tatsache. Die Front ist es, das Bewusstsein der Front, das diesen Kontakt auslöst. Im Augenblick, wo die ersten Granaten pfeifen, wo die Luft unter den Abschüssen zerreißt, ist plötzlich in unsern Adern, unsern Händen, unsern Augen ein geducktes Warten, ein Lauern, ein stärkeres Wachsein, eine sonderbare Geschmeidigkeit der Sinne. Der Körper ist mit einem Schlage in voller Bereitschaft.
Alle Jedesmal ist es dasselbe:
SpielerIn 1 Wir fahren ab
SpielerIn 4 und sind mürrische oder
SpielerIn 2 gutgelaunte Soldaten;
SpielerIn 5 – dann kommen die ersten Geschützstände,

SpielerIn 3 und jedes Wort unserer Gespräche
SpielerIn 6 hat einen veränderten Klang.

20. Träume vom Frieden

Müller (4): »Albert, was würdest du tun, wenn jetzt mit einem mal Frieden wäre?«
Kropp (1): »Frieden gibt's nicht!«
Müller (4): »Na, aber wenn –was würdest du machen?«
Kropp (1): »Abhauen!«
Müller (4): »Das ist klar! Und dann?«
Kropp (1): »Mich besaufen«
Müller (4): »Rede keinen Quatsch, ich meine es ernst –«
Kropp (1): »Ich auch. Was soll man denn anders machen.«
Katzinsky (3): »Besaufen könnte man sich ja, sonst aber auf die nächste Eisenbahn – und ab nach Muttern. Mensch, Frieden, Albert –«
Bäumer (2): »Du kannst gut reden, Du hast deinen Jungen und deine Frau.«
Katzinsky (3): »Stimmt, ich muss dafür sorgen, dass sie was zu essen haben.«
Bäumer (2): »Daran wird's nicht fehlen, Kat, sonst requirierst du eben.«
Müller (4): »Haie, was würdest du denn machen, wenn jetzt Frieden wäre?«
Westhuis (5): »Du meinst, wenn kein Krieg mehr ist?«
Müller (4): »Richtig. Du merkst auch alles.«
Westhus (5): »Dann kämen doch wieder Weiber, nicht? Meine Fresse noch mal, dann würde ich mir so einen strammen Feger schnappen, so einen richtigen Küchendragoner, weißt du, mit ordentlich was dran zum Festhalten, und sofort nichts wie rin in die Betten! Stell dir mal vor, richtige Federbetten mit Sprungmatratzen, Kinnern, acht Tage lang würde ich keine Hose wieder anziehen.«

21. Wertlos und krank

SpielerIn 1

Nach dem Einsatz in Afghanistan ging es mir zunächst gut. Krank wurde ich erst Monate später. Es ist schwer, diesen Einschnitt hinzunehmen. Ich hatte Angst davor, wertlos zu sein und eine Last für meine Familie. Früher war ich jemand, der immer alles hinbekommen hat, einer auf den man sich hundertprozentig verlassen konnte. Und plötzlich schaffte ich es nicht einmal mehr, morgens aufzustehen.

22. Alltagsträume

Müller (4): »Albert, wenn du nun tatsächlich nach Hause kommst, was würdest du machen?«
Kropp (1): »Wieviel Mann wären wir dann eigentlich in der Klasse?« Von zwanzig sind sieben tot, vier verwundet, einer in der Irrenanstalt. Es kämen höchstens zwölf Mann zusammen.
Müller (4): »Drei sind davon Leutnants, Glaubst du, dass sie sich von Kantorek anschnauzen ließen?«

- Kropp (1): »Was hältst du eigentlich von der dreifachen Handlung im Wilhelm Tell?«
 Müller (4): »Was waren die Ziele des Göttinger Hainbundes?«
 Bäumer (2): »Wieviel Kinder hatte Karl der Kühne?«
 Müller (4): »Aus Ihnen wird im Leben nichts, Bäumer.«
 Kropp (1): »Wann war die Schlacht bei Zama?«
 Bäumer (2): »Ihnen fehlt der sittliche Ernst, Kropp, setzen Sie sich, drei minus –«
 Müller (4): »Wieviel Einwohner hat Melbourne?«
 Bäumer (2): »Wie wollen Sie bloß im Leben bestehen, wenn Sie das nicht wissen?«

Alle Von dem ganzen Kram wissen wir nicht mehr allzu viel. Er hat uns auch nichts genutzt.

SpielerIn 5 Aber niemand hat uns in der Schule beigebracht, wie man bei Regen und Sturm eine Zigarette anzündet, wie man ein Feuer aus nassem Holz machen kann – oder dass man ein Bajonett am besten in den Bauch stößt, weil es da nicht festklemmt wie bei den Rippen.

- Müller (4): »Was nutzt es. Wir werden doch wieder auf die Schulbank müssen.«

SpielerIn 5 »Vielleicht machen wir ein Notexamen.«

- Kropp (1): »Wie kann man das ernst nehmen, wenn man hier draußen gewesen ist.«

- Müller (4): »Aber du musst doch einen Beruf haben«

Kropp (1): »Das ist es ja. Kat und Detering und Haie werden wieder in ihren Beruf gehen, weil sie ihn schon vorher gehabt haben. Wir haben keinen gehabt. Wie sollen wir uns da nach diesem hier an einen gewöhnen.«

- Müller (4): »Was soll das bloß werden, wenn wir zurückkommen?«

- Kropp (1): »Ich weiß nicht. Erst mal da sein, dann wird sich's ja zeigen.«

- Bäumer (2): »Was könnte man denn machen?«

Kropp (1): »Ich habe zu nichts Lust. Eines Tages bist du doch tot, was hast du da schon? Ich glaube nicht, dass wir überhaupt zurückkommen.«

SpielerIn 5 Wenn ich das Wort Frieden höre, und es wäre wirklich so, möchte ich irgend etwas Unausdenkbares tun, so steigt es mir zu Kopf. Etwas was wert ist, dass man hier im Schlamassel gelegen hat. Ich kann mir bloß nichts vorstellen. Was ich an Möglichem sehe, diesen ganzen Betrieb mit Beruf und Studium und Gehalt und so weiter – das kotzt mich an, denn das war ja immer schon da und ist widerlich. Ich finde nichts – ich finde nichts.

Kropp (1): »Es wird überhaupt schwer werden mit uns allen. Ob die sich in der Heimat eigentlich nicht manchmal Sorgen machen deswegen? Zwei Jahre Schießen und Handgranaten – das kann man doch nicht ausziehen wie einen Strumpf nachher – Der Krieg hat uns für alles verdorben.«

7. Das Stück: Teaserfotos



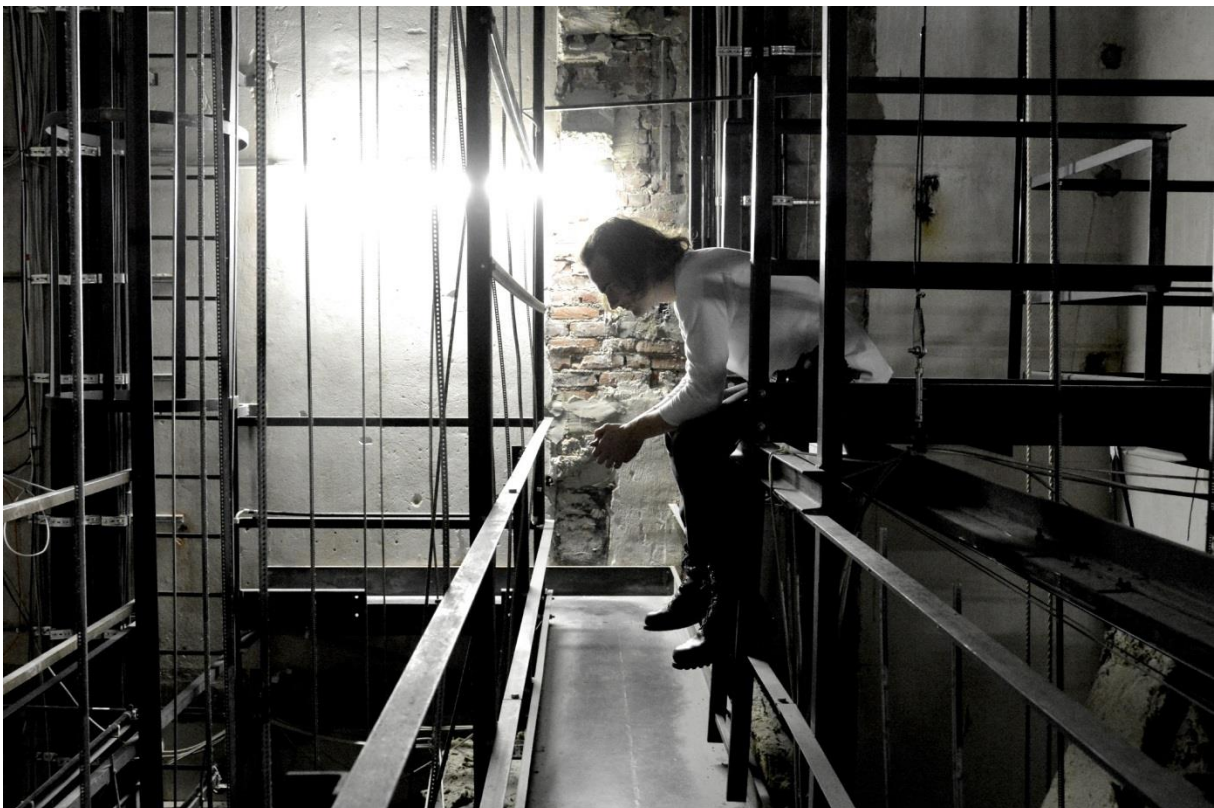
Figurenstandbild als alternative Szenefotos

→ Fordern Sie die Klasse auf, ein Standbild zum Thema „Krieg“ zu kreieren. Natürlich muss zuvor **diskutiert** werden:

→ Welcher Bereich des Krieges soll dargestellt werden? Geht es um Personen oder abstraktere Oberbegriffe wie „Front“, „Hunger“, „Patriotismus“?

→ Lassen Sie drei **Entwicklungsstadien** nachstellen: „Augusterlebnis“ 1914 / An der Front / nach der Heimkehr
Gibt es abweichende Meinungen zu den Standbildern?

→ Lassen Sie andere Schüler ein neues Standbild bauen und sprechen sie mit ihnen über die **unterschiedliche Wahrnehmung**.



8. Anregungen für Ihren Unterricht

„Das kommt von der Bildung, die macht dämlich.“
Katzinsky

VORBEREITUNG DES THEMAS KRIEGSHEIMKEHRER

Im Unterricht haben Sie vielfältige Möglichkeiten, *praktisch* an das Thema heranzugehen. Sprechen Sie mit Ihren SchülerInnen über die Fragen:

- Wo sind Soldaten in der Stadt präsent?
- Was verbindet Wilhelmshaven mit diesen Soldaten?
- Was motiviert heute Soldat zu werden?
- Welche Träume und Vorstellungen nehmen Soldaten mit in den Auslandseinsatz?
- Vielleicht gibt es Angehörige, die bei der Bundeswehr arbeiten? Was erzählen die?

Experten

Schlussendlich gibt es Fragen, auf die es keine allgemeingültige Antwort gibt, Fragen, die Fachliteratur beantworten kann und Fragen, die man am besten Experten fragt! Laden Sie einen Experten ein (zum Beispiel einen Mitarbeiter der *Marine*) und bereiten sie in Kleingruppen konkrete Fragen zu verschiedenen Bereichen des Themas vor.

Vorbereitung des Textes

An erster Stelle steht natürlich die **Lektüre des Romans** mit besonderer Beachtung der Frage: Was machen Soldaten nach dem Krieg?.

Aneignung des Theatertextes

→ Lesen Sie gemeinsam eine oder mehrere der Spielszenen. Fordern Sie die Schüler auf, den Text neutral zu lesen. Experimentieren Sie im Weiteren mit Gemütszuständen: Wie kann man den Text noch lesen? Aggressiv, ängstlich, wütend, glücklich, müde, resigniert, ... Welches Gefühl stimmt mit dem Inhalt der Szene überein, welches nicht?

→ Eine Variante dieser Aufgabe ist, sie im Kreis stehend durchzuführen. Man kann sich gegenseitig besser beobachten und ist beim Lesen freier. Regen Sie Ihre Schüler dazu an, auch körperlich in die Emotion zu gehen. Welche Gesten, welche Haltungen und welche Mimik sind den verschiedenen Emotionen zu eigen?

Szenisches Arbeiten: Das Entwickeln einer Theaterszene

Am besten lesen Sie mit der Klasse einen Auszug aus der Romanvorlage. Sammeln Sie gemeinsam erste Ideen, wie die Szene in einem Theaterstück aussehen könnte. Besprechen Sie die verschiedenen Tätigkeiten, die für das Entstehen eines Stückes notwendig sind, nehmen Sie sich ggf. das Kapitel BERUFE AM THEATER zur Hilfe. Nun werden Teams eingeteilt. Je nach Möglichkeiten kann diese anspruchsvollere Aufgabe mehrere Unterrichtsstunden oder auch einen Projekttag oder -woche füllen.

- Team AutorIn: Ein Autor (oder ein Autorenteam) schreibt die Szene. Überlegt, welche Sätze, Wörter, Ausdrücke zu den Rollen passen. Achtet darauf, dass Eure Texte von den Spielern gesprochen werden, nicht gelesen!
- Team SchauspielerIn: Verteilt die Rollen und spricht im Team darüber: Was ist aus dem Text zu erkennen, wer diese Person ist? Nun fehlt Euch vielleicht eine Menge Hintergrund. Überlegt Euch gemeinsam passende Biografien: Was hat die Person erlebt, warum ist sie heute, wie sie ist, wie reagiert sie auf bestimmte Situationen, was mag sie – und was nicht? Lernt den Text auswendig und überleg, wie ihr die Rolle gerne spielen würdet.
- Team Requisite & Kostüm: Überlegt, welche Kleidung, Make-up, Accessoires und Requisiten zu den drei Rollen passen. Wenn ihr die fertige Szene bekommt, könnt ihr Vorschläge machen, was wann und wie verwendet wird. Achtet darauf, dass die Requisiten die Szene, die Charaktere und den Text unterstützt und nicht störend oder befremdlich wirken.
- Team Regie & Dramaturgie: Den Text solltet ihr gut kennen und im Vorfeld Ideen haben, wie ihr die Szene darstellen wollt. Sprecht die Szene nun mit den Spielern in verteilten Rollen durch. Die Spieler stellen somit ihre Rolle dar. Beobachtet aus der Zuschauerperspektive wie die Szene rüber kommt und überlegt mit den Spielern, wie Position, Lautstärke, Bewegungen verändert werden können, um die Szene für den Zuschauer interessant zu machen. Achtet auf die Interaktion zwischen den Spielern: Wie reagieren sie aufeinander?

NACHBEREITUNG

Was habe ich gesehen – Fragenkatalog zur Reflexion des Stückes

Wie sah das Bühnenbild aus?

Was konnte das Bühnenbild über die Atmosphäre der Inszenierung verraten?

Was erzählen die Kostüme?

Womit beginnt das Stück?

Wurden die Figuren immer vom selben Schauspieler gespielt?

Haben sich die Schauspieler direkt an die Zuschauer gewandt?

Hatten die Schauspieler selbst Spaß an der Geschichte?

Wie wurde das Licht eingesetzt?

Wie wurde mit Konflikten umgegangen?

Konnte man der Geschichte gut folgen?

War der Schluss offen, bietet er Raum für Interpretation – oder hat er alle Fragen beantwortet?

Literarisches Arbeiten: Schlagwörter

Diese Aktion eignet sich hervorragend, um eine Brücke zwischen der Aufführung und den Unterrichtsstunden zu schlagen.

→ Lassen Sie die Schüler vor und nach dem Theaterbesuch je ein Wort zum Stück auf eine Karteikarte schreiben. Wie hat sich die Wahrnehmung der einzelnen Schüler verändert? Sprechen Sie mit ihren Schülern über erfüllte und unerfüllte Erwartungen, veränderte Einstellung zur Thematik und den Einfluss der Spielweise auf die Wahrnehmung von Problemen.

weiterführende Links:

<http://www.remarque.uni-osnabrueck.de>

Video: Dokumentation: Foxtrott 4 – sechs Monate mit Soldaten in Afghanistan

<https://www.youtube.com/watch?v=gcnQiLlouhM>

Video: Verletzter Krieger – Soldaten fern der Front

<https://www.youtube.com/watch?v=qdQ8lbrkHLY&feature=youtu.be>

weiterführende Literatur:

1. Erich Maria Remarque, „Der Weg zurück“, KiWi-Taschenbuch 2014

Die Fortsetzung von IM WESTEN NICHTS NEUES. Im November 1918 endet der Erste Weltkrieg und so wird die Geschichte von Ernst Birkholz (dem Ich-Erzähler) und seinen Kameraden erzählt. Sie wollen nun nach den schrecklichen Erlebnissen an der Westfront ein normales Leben in der Heimat führen. Doch das erweist sich als sehr schwierig, denn sie werden nicht als Helden gefeiert, von der Kriegsbegeisterung von damals ist nichts mehr übrig geblieben und in Deutschland tobt eine Revolution, die die Gesellschaft völlig verändert. Die ehemaligen Soldaten sind verändert und traumatisiert und ihre Angehörigen können nicht das Ausmaß ihres Leidens verstehen. Sie fühlen sich zudem von der Gesellschaft ausgeschlossen und haben wenig Hoffnung sich anpassen zu können.

2. Sabine Würich (Fotos), Ulrike Scheffer (Texte): Operation Heimkehr. Bundeswehrsoldaten über ihr Leben nach dem Auslandseinsatz. Ch. Links Verlag, Berlin 2014

Die Fotokünstlerin Sabine Würich und die Journalistin Ulrike Scheffer haben 74 Heimkehrende aus diesem, aber auch aus anderen Einsätzen porträtiert, sie nach ihren Erfahrungen im Ausland und nach den Reaktionen in der Heimat gefragt.

3. Peter Englund: „Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs, erzählt in neunzehn Schicksalen“, rowohlt 2011.

In «Schönheit und Schrecken» schildert Peter Englund, international renommierter Historiker und Vorsitzender der Nobelpreisjury, die Geschichte des Ersten Weltkriegs aus der Perspektive von neunzehn meist unbekanntem Menschen – unter ihnen ein ungarischer Kavallerist, ein deutsches Schulmädchen, ein russischer Ingenieur, ein belgischer Kampfflieger, eine englische Krankenschwester und ein amerikanischer Feldchirurg. Sie alle erfahren den Krieg als eine Macht, die ihnen etwas Entscheidendes raubt: ihre Jugend, ihre Illusionen, ihre Hoffnung, ihre Mitmenschlichkeit – ihr Leben. So wird immer mehr die existenzielle Dimension des Krieges fühlbar: als Erlebnis und Alltag, als Rausch und Albtraum, als Versprechen und Lüge, als eine alles verschlingende Kraft.

Buchungsinformation und Kontakt

IM WESTEN NICHTS NEUES

Premiere: 05.09.2015 / 20:00 Uhr / Stadttheater Wilhelmshaven

Wir spielen **IM WESTEN NICHTS NEUES** voraussichtlich bis Ende November 2015 und empfehlen das Stück ab der 12. Klasse.

Schüler erhalten 50% Ermäßigung auf den regulären Kartenpreis.

Im Klassenverband kosten alle Karten 7,50€, in den hintersten zwei Reihen nur 6,40€.

Für alle inhaltlichen Fragen stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung:

Lea Redlich, Dramaturgin

Tel. 04421.9401-18

lea.redlich@landesbuehne-nord.de

Sie möchten, dass wir zu Ihnen in die Schule kommen? Dann sprechen Sie uns an:

Frank Fuhrmann, Theaterpädagoge der Jungen Landesbühne

Tel. 04421.9401-49

frank.fuhrmann@landesbuehne-nord.de